GRAFF, RILKES LYRISCHE SUMMEN

WILLEM LAURENS GRAFF

RILKES LYRISCHE SUMMEN

1960

WALTER DE GRUYTER & CO. BERLIN

VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG · J. GUTTENTAG, VERLAGSBUCHHANDLUNG · GEORG REIMER · KARL J. TRÜBNER VEIT & COMP.

AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERSETZT VON ELISABETH KILLY
TITEL DER ORIGINALAUSGABE: RAINER MARIA RILKE, CREATIVE ANGUISH OF A MODERN POET, PRINCETON UNIVERSITY PRESS 1956

COPYRIGHT 1960 BY WALTER DE GRUYTER & CO., VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG - J. GUTTENTAG, VERLAGSBUCHHANDLUNG - GEORG REIMER - KARL J. TRÜBNER VEIT & COMP., BERLIN

©

ARCHIV-NUMMER 456560
Printed in Germany

ALLE RECHTE DES NACHDRUCKES, DER PHOTOMECHANISCHEN WIEDERGABE, DER HERSTELLUNG VON PHOTOKOPIEN UND MIKROFILMEN, AUCH AUSZUGSWEISE, VORBEHALTEN.

HERSTELLUNG: KAHMANN-DRUCK, BERLIN-STEGLITZ

Vorwort zur deutschen Ausgabe

In Anbetracht der enorm angewachsenen Rilke-Literatur mag es als ein Wagnis erscheinen, dieselbe um einen weiteren Band zu bereichern. Daß der Verlag Walter De Gruyter & Co. trotzdem von meinem Buch „Rainer Maria Rilke. Creative Anguish of a Modern Poet" (Princeton University Press, 1956) eine deutsche Übersetzung bringt, gereicht mir nicht nur zur Ehre, sondern erfüllt mich mit der Zuversicht, daß mein Beitrag zur Rilke-Deutung nicht schlechthin als überflüssig empfunden wird.

Um gewissen Mißverständnissen, die der Titel der englischen Fassung veranlaßt hat, vorzubeugen, wurde der Versuch gemacht, die deutsche Ausgabe mit einem angemesseneren Titel zu versehen. Obwohl die Angst um seine Schöpfung an vielen Stellen in Rilkes Werk bis zum Greifen sichtbar wird, und obwohl gerade diese Angst sich immer wieder als eminent anregend und schöpferisch erwies, war es doch nicht der Hauptzweck meines Buches, dies hervorzuheben, es sei denn, insofern diese Angst als sinngebendes Erlebnis wirkte. Mein Anliegen war, Rilkes eigenartige und oft befremdende dichterische Motive und Symbole, die in seinem Werk jeweils eine mehr oder weniger endgültige Prägung erhalten — das, was er selber als „lyrische Summen" bezeichnet (Br. Muzot 230) —, nach Möglichkeit über die „einzelnen Posten" in ihren dunklen Ursprung zurückzuverfolgen, um auf diese Weise nicht nur ihre Entstehung und Entfaltung, sondern vor allem auch ihren Sinn zu durchleuchten. Gewiß hat jeder das Recht, sich den Gott des Stundenbuches nach dem Muster des eigenen Gottesbildes zurechtzuschneiden, aber hat er so den Rilkeschen Gott des Stundenbuches erfaßt? Und wie abwegig und verwirrend haben sich die mannigfaltigen, vielfach subjektiven Deutungen des Rilkeschen Engels oder der Puppe erwiesen!

Auch war es meine Absicht nicht, eine Rilke-Biographie zu schreiben. Ein Rezensent der englischen Ausgabe (den ich im übrigen hochschätze) bedauert, daß ich meine Darlegungen nicht mit der Angabe von Rilkes Todesdatum abschließe, da ich doch am Anfang derselben das Datum seiner Geburt erwähne. Wenn einer ein Haus baut, so darf ihm redlicherweise nicht vorgeworfen werden, daß er keinen Tempel errichtet, oder umgekehrt. Dementsprechend werden auch jene nicht auf ihre Rechnung kommen, die eine allein an Wort und Bild orientierte ästhetische Studie oder gar Formuntersuchung erwarten. Bedeutung und Sinn des lebendigen Wortes, besonders des wahrhaft dichterischen Wortes, nähren sich von dem persönlichen Erlebnis und dessen geistigem Niederschlag, und schmiegen sich diesem an. Und

wenn ich ferner auf gewisse frühe Skizzen, wie *Frau Blahas Magd*, größeren Nachdruck lege als auf andere Frühwerke, wie etwa *Die Weiße Fürstin*, so dürfte auch dies aus der Anlage meines Werkes dem unvoreingenommenen Leser einleuchten.

Erst während der Umbruchkorrektur habe ich den dritten Band der neuen Ausgabe von Rilkes sämtlichen Werken (SW III), welcher viele bisher unveröffentlichte Jugendgedichte enthält, zu Gesicht bekommen; deren ausführliche Berücksichtigung war nicht mehr möglich, doch konnten an einzelnen Stellen geringe Berichtigungen vorgenommen und einige Ergänzungen eingeschaltet werden.

Katharina Kippenberg sagt einmal in Hinsicht auf die *Sonette an Orpheus*, Rilke sei noch mehr als andere sein eigenes Gesetz gewesen, und sein Werk erst recht. Gewiß würden wir irre gehen, wollten wir uns allein auf systematische Grundbegriffe, auf herkömmliche oder gar persönliche Gedankengänge stützen, seien sie nun philosophischer oder psychologischer Art. Die Kategorien unseres Verstehens dürfen allein aus dem paradoxen Phänomen, welches Rilke war, gewonnen werden. Ein derartiger Versuch darf die jeglicher Interpretation innewohnende Gefahr nicht unbeachtet lassen. Zwar ist vollkommene Objektivität weder möglich noch im Grunde wünschenswert, jedoch andererseits ist Interpretation auch nicht gleichbedeutend mit Spekulation. Und so war mein Bestreben stets, alle verfügbaren Tatsachen und Beziehungen in ihrem Gesamtzusammenhang im Auge zu behalten.

Rilke ist zu einer umstrittenen Gestalt geworden, deren Einschätzung alle Stufen, von rückhaltloser Anbetung über Liebe und Anerkennung bis zu eindeutiger Ablehnung durchläuft. Wenn meine Betrachtungsweise mitunter ernüchternd wirken mag, so hoffe ich, daß sie meine tiefe Verehrung und Bewunderung nicht verbergen, vielmehr mein Bemühen um Wahrheit und Perspektive offenbaren wird. Weder für Rilke noch für seine Leserschaft kann eine verklärende, der Hagiographie verwandte Darstellung von Gewinn sein. Und für das tiefere Verständnis eines Dichters, der selber des öfteren darauf hinwies, daß seine schöpferischen Leistungen irgendwie im Zusammenhang mit seinem Blute standen, muß es sich schließlich verhängnisvoll auswirken, wenn man ihren eigentlichen Ursprung, wie beunruhigend er sich auch immer erweisen mag, nicht beachten wollte. Wie Marcel Brion sagt, darf es unser Wohlgefallen an einem kostbaren Teppich nicht beeinträchtigen, wenn wir dann und wann auch einmal seine Rückseite betrachten.

Daß ich die Worte des Dichters so freizügig unter offenbarer Mißachtung der Chronologie zitiere, hat seine Berechtigung darin, daß ich Rilkes geistige Gestalt als von konzentrischem Wachstum bestimmt und durchdrungen sehe. In der Rückschau bieten die Symbole seiner Reifezeit häufig die beste

Formel zur Erfassung von Bedeutungen und Bezügen, die in früheren Stadien noch der Greifbarkeit und des festen Umrisses entbehrten. Wo die Chronologie bedeutsam ist, wurde ihr die gebührende Beachtung zuteil. Auch hat die eigentümliche Verflechtung der Rilkeschen Motive die Anordnung und Gliederung des Stoffes mitbestimmt. In ihr spiegelt sich eine fortschreitende Verdichtung der Substanz wider, wobei die Frucht sich als im Samen bereits enthalten erweist und das Neue sich nur mühsam und stoßweise vom Alten abschält.

Um die Fülle der Fußnoten zu vermeiden, die den Text oft so schwerfällig machen, werden die Verweise in Abkürzung in Klammern gegeben. Der Schlüssel dazu befindet sich am Ende des Buches auf S. 341 ff. Besonders in den Anfangskapiteln, wo stellenweise Gedichtzyklen der Frühzeit paraphrasiert werden, sind die Verweise auf ein Mindestmaß eingeschränkt worden. Das Abkürzungsverzeichnis mag gleichzeitig als Bibliographie dienen, da eine lückenlose Aufzählung aller in Betracht kommenden Titel sich ohnehin kaum empfahl. In meiner Interpretation habe ich mich vor allem auf Rilkes eigene Werke sowie auf verbürgte Tatsachenberichte und Briefsammlungen gestützt, und auf sie wird im Text verwiesen.

Allen denen, die die Vollendung dieser Arbeit durch ihr Interesse und durch ihre moralische oder materielle Unterstützung nicht nur möglich, sondern zu einer beglückenden Aufgabe gemacht haben, sei hier mein aufrichtiger Dank gezollt. Hinsichtlich der vorliegenden deutschen Ausgabe mag sich der Leser mit mir an der Leistung der Übersetzerin, Fräulein Dr. E. Killy, sowie an der sorgfältigen und vornehmen Ausstattung, die der Verlag Walter De Gruyter & Co. dem Buch hat zuteil werden lassen, von Herzen freuen. Fräulein Renate Wolf hat bei der Durchsicht und Korrektur des Textes wertvolle Hilfe geleistet und dem Leser durch die gewissenhafte Zusammenstellung des Registers das Nachschlagen wesentlich erleichtert. Mein Dank gilt ferner dem Verlag J. Mader, Gmunden-Bad Ischl, der mir gestattete, einige längere Zitate abzudrucken, vor allem aber Frau Ruth Fritzsche-Rilke, der Tochter des Dichters, sowie dem Insel-Verlag, die mir die gütige Erlaubnis gaben, aus einer großen Anzahl relevanter Publikationen so freizügig zu zitieren.

Universität McGill, Montreal, Kanada, W. L. G.

Am Tage des „Thanksgiving"-Festes 1959

INHALT

Vorspiel 1

Teil I

Umwelt der frühesten Jugend 7
1. Kindheit 9
2. Der Kadett 16
3. Jugendliches Aufbegehren 22
4. Eros 25
5. Erste Veröffentlichungen 31
6. Larenopfer 35
7. Heimatlos 41

Teil II

Abschied von Prag 45
8. Verweilen oder Eilen? 47
9. Rilke und die Mucker 51
11. Rilke und der „Nachbar" 62
12. Rilke traumgekrönt 65

Teil III

Befreiung und freudige Erwartung 69
13. Allein und frei 71
14. Advent 77
15. Lou Andreas-Salomé
16. Italienische Renaissance und Florenzer Tagebuch 87
17. Die Dinge und ihre Melodie 92
18. Zwischen Tag und Traum 96
19. Die ewigen Gesten 99
20. Auf der Suche nach dem Bilde 105

Teil IV

Rußland und die Russen 111
21. Rußland, das Land der Zukunft 113
22. Zweite russische Reise 119
23. Krisis 124
24. Das Rußland Rilkes und die Wirklichkeit 129
25. Die Erde 134

Teil V

Das Stundenbuch 141
26. Sammlung 143
27. Die Fortsetzung des Zyklus 149
28. Wandlung 153
29. Jahreszeit und Witterung 159
30. Raum und Landschaft 163
31. Pseudonym und Don Juan 169

Teil VI

Dichter und Heiliger 179
32. Furchtbare Einsamkeit 181
33. Überwindung durch die Kunst 190
34. Kunst und Heiligkeit 198
35. Fatalismus und Opfer 205
36. Das Reich des Vaters 214

Teil VII

Elegie und Orpheus 221
37. Leben ist Sterben 223
38. Konzentrierter oder verdünnter Tod 228
39. Requiem für Paula Modersohn-Becker 236
40. Requiem für Wolf Graf von Kalckreuth 241
41. Tod in Paris 246
42. Verwandlung 253
43. Die metamorphe Welt 257

Teil VIII

Engel 263
44. Der Schutzengel wird schrecklich 265
45. Der Engel von Duino 272
46. Der spanische Engel und der Held 279
47. Stillstand 287

Teil IX

Puppen 297
48. Annuschkas Puppe 299
49. Ungeheuer der Kindheit 305
50. Das Puppentheater 312
51. Einiges über Puppen 323
52. Die Puppe — Spielzeug des Engels? 327
53. Wiederum traumgekrönt 337
Bibliographie und Abkürzungsverzeichnis 341
Register 345

VORSPIEL

Die Kindheit ist in Rilkes Leben und Werk von größter Bedeutung. Das ist eine Tatsache, die sich schon bei einer flüchtigen Begegnung mit seiner Dichtung erweist und die in der Theorie von allen Rilkeforschern anerkannt wird. Und doch werden seine Gedanken zu häufig aus ihrem organischen Zusammenhang gerissen, mit einem Anspruch auf Allgemeingültigkeit ausgestattet oder als Lebensnormen ausgegeben. Ein solches Vorgehen kann jedoch leicht zu Mißverständnis und Verwirrung führen. Zweifellos hat die Dichtung für Rilke selbst existentielle Bedeutung: Dichtung war für ihn die eigentlichste Art zu sein. Und da er selbst zutiefst in die Grundfragen des Lebens und des Todes verstrickt und zudem noch ein großer Dichter war, so nehmen seine oft visionären Gedanken auch von einem allgemein menschlichen Standpunkt her, gleichsam aus einer stillschweigenden Folgerung heraus, den Charakter eines starken Anspruchs an. Will man jedoch diese Gedanken richtig verstehen, so ist die Erkenntnis unerläßlich, daß sie sich nicht durch analytische Vernunft noch durch philosophische Gedankenarbeit entwickelten, sondern daß sie der sinnlichen Erfahrung tief verhaftet blieben, die durch vielfältige unterirdische Kanäle mit den Träumen der Kindheit und dem Ehrgeiz der Jugendzeit verknüpft ist. Wie Edmond Jaloux bemerkt, ist Rilkes Bewußtsein nicht logisch, unterscheidend und folgernd wie dasjenige Prousts, sondern im Gegenteil, es ist intuitiv ... verbindend (Rec. 132). Und Madame Saint-Hubert äußert, daß er die entlegensten und schwierigsten Schlußfolgerungen zieht, ohne den Umweg über die intellektuelle Kombination zu nehmen; er verläßt den Bereich seiner Sinneseindrücke nicht (Rec. 131; Silvaire-Vigée, 148 ff.). Das Ergebnis ist eine eigenartige Mischung von alogischer Intuition und reflektierender Bewußtheit.

Der verfügbaren Auskünfte über Rilkes erste Lebensjahre sind bitter wenige, und sie sind zudem schwer zugänglich. In seinem eigenen Werk gibt es nur wenige Hinweise auf greifbare Kindheitseindrücke. Sein Freund Rudolf Kaßner, ein Mensch von großem Scharfblick, war von der entscheidenden Bedeutung, die die Kindheit in der schöpferischen Entwicklung des Dichters besaß, so tief überzeugt, daß er ihn drängte, seine Kindheitsgeschichte niederzuschreiben (Das Inselschiff, 122–123). Doch Rilke schuf niemals etwas in der Art von *Dichtung und Wahrheit*. Die einzelnen Begebenheiten, die er erwähnt, mögen bedeutsam genug sein, aber sie werden mehr oder weniger als Hinweise in einem breiten psychologischen Zusam-

menhang dargeboten, in dem Chronologie nicht wesentlich ist. Für Rilke war Kindheit etwas so Unheimliches, von dunklen Ängsten Erfülltes und wiederum etwas so Reiches und Mächtiges, voll von „weißen" Freuden, daß er der Versuche niemals müde wurde, sie wieder heraufzubeschwören, doch zugleich mied er mit alptraumartiger Angst alles, was sie in rationaler Klarheit hätte bloßlegen können. Kaßner weist mit Recht auf Rilkes Neigung zur Psychoanalyse, zur Selbstanalyse in seinem Wesen und Werk hin (Br.MTT, XXXIV ff.), aber diese Neigung wirkte sich zweifellos im Dienste und im Bereich seines künstlerischen Schaffens aus, zu einer systematischen oder wissenschaftlichen Analyse drängte sie nicht. Wie Rilke selbst sagt, würde eine solche Analyse vielleicht seine Teufel austreiben, aber auch seine Engel schrecken (Br. 1907–14, 193).

Rilkes poetische Symbole sind Endergebnisse einer langsamen und sich wesentlich im Unterbewußtsein vollziehenden Verarbeitung ursprünglich wirklicher, sinnlicher Erfahrungen. Er selbst bezeichnet sie als lyrische Summen, welche nicht mehr in die Posten auseinandergelegt werden können, die zum Ergebnis nötig waren, denn diese einzelnen Teile liegen wie ihre Deutung zu weit zurück und sind zu zahlreich, als daß sie noch klar benennbar wären (Br. Muzot, 230). Daher müssen wir sein Werk wie ein vollendetes Stück Spitze oder Gobelin betrachten. Ohne die äußeren Sachverhalte zu vernachlässigen, müssen wir die Fäden und Muster durch eine sorgfältige Deutung seiner poetischen Motive und seiner Selbstzeugnisse zu ihrem Ursprung zurückzuverfolgen suchen. In einem Brief äußert er zu zu den *Zwei Prager Geschichten*, daß sich darin „viel Kindheit (nicht als Handlung, aber als Stimmung, Angst oder Anmut)" verberge, und eben dieses trifft auf sein ganzes Werk in hohem Maße zu. Diese Erwägungen wollen wir im Sinn behalten, wenn wir uns jetzt einige Grundzüge der Kindheit im allgemeinen und ihre besondere Bedeutung im Leben des Menschen vergegenwärtigen.

Von Anbeginn ist der Mensch zugleich schöpferisch und rezeptiv. Lebensenergien, über deren Ursprung und Wesen wir nur wenig wissen, beleben das gesamte Sein des Kindes und zeigen sich in einer bemerkenswerten Fähigkeit, allem, was in seine Reichweite kommt, Umriß und Gestalt zu geben. Die Sinne des Kindes sind der sich ständig weitenden Welt von Formen und Lauten, von Bewegungen und Dingen, in der es sich findet, weit geöffnet. Seinen Bedürfnissen und den Gesetzen seines Organismus gemäß nimmt es die sinnlichen Erfahrungen, die ihm von innen und von außen zufließen, auf, formt sie neu und gibt ihnen Ausdruck. In diesem Aneignungsprozeß erlebt es unaussprechliche Freuden befriedigenden Einklangs und gelungener Bewältigung, und diese liebt, erstrebt und sucht es. Daneben durchlebt es Zustände der Unstimmigkeit und des Widerspruchs, die es wahrnimmt, aber abzuwehren und zu vermeiden trachtet. Der Unter-

schied zwischen dem, was von außen herantritt, und dem, was sich langsam in seinem Innern entwickelt, ist dem Kinde nicht bewußt. Zumindest für eine gewisse Zeit besteht für das Kind allein die Welt, die es in sich selbst ausbildet. Noch findet sich keine Spur des beunruhigenden Bewußtseins vom Dualismus zwischen Subjekt und Objekt, noch ist ihm die Zeit nicht in Vergangenheit und Zukunft gespalten, nur die weiten Räume einer immerwährenden Gegenwart nimmt es wahr. Hier fühlt sich das Kind mit magischen Kräften begabt, und mit souveräner Unbedenklichkeit verwandelt es alles in eine ihm eigene Welt. Es benennt und unterscheidet alle Dinge und Gefühle, die es wahrgenommen und sich angeeignet hat, und weist ihnen ihren Platz zu. Es ist ganz Ich-bezogen und gänzlich eins mit all seinen Verhaltensweisen und Gebärden. Befangenheit, jenes beirrende Gefühl, sich von anderen mit fremden Maßstäben gemessen zu wissen, beeinträchtigt sein ursprüngliches Verhalten noch in keiner Weise. Es ist das schöne Alter, in welchem der Mensch König und Herr in einem Reich imaginärer und doch wahrhaft eigener Wirklichkeit ist.

Gewiß gibt es Augenblicke, in denen die schöpferischen Mächte des Kindes angefochten sind. Aber solange die widerstrebenden Elemente eingeschränkt werden können, ist sein Reich nicht ernstlich bedroht. Schließlich sind die Erwachsenen da, um ihnen zu helfen, und sie werden als selbstverständliche Vermittler zur Beseitigung von Hindernissen hingenommen. Erst wenn diese Hindernisse unübersteigbar werden, beginnt das Kind das Dasein einer möglicherweise feindlichen Welt zu ahnen und zu fürchten. Geraume Zeit mag es sich unter dem schützenden Dach seines Heimes, unter den vertrauten Dingen seiner Umgebung und in der liebenden Fürsorge seiner Eltern geborgen fühlen. Doch dieses Gefühl des Vertrauens und der Sicherheit, das ja bereits einem erwachenden Bewußtsein entspringt, birgt wie alle bewußten Zustände im Innersten schon Besorgnis und Verletzlichkeit. Nur zu bald wird der kindliche Glaube an die Allmacht von Vater und Mutter erschüttert, denn der Widerstand scheint einer besonderen Dichtigkeit und Schwere der Dinge oder gar den Mächten der Natur zu entspringen, die jeglicher Einwirkung entzogen sind. Sollten sie einmal wirksam werden, und das nicht etwa, weil auch die Erwachsenen nichts über sie vermögen, sondern weil diese sie im Gegenteil aus irgendeinem Grunde nicht beachten oder gar noch selbst erzeugen, so wird der Schock des Kindes besonders gefährliche Formen annehmen. Denn hier sieht es sich in einer Lage, in der ein bewährtes und, wie es glaubt, stets verfügbares Mittel zur Erfüllung seiner Wünsche versagt. Es ist klar, daß der Prozeß des Hinübergleitens vom Säuglingsalter in die Kindheit und schließlich in die Jugendzeit Gemütsbewegungen mit sich bringen muß, die Auflehnung und Groll, Schwermut und Trauer umschließen. Gewiß haben die Stadien eines reifen Bewußtseins ihre Vorzüge, doch die verzauberte Welt ungebrochenen

Glücks und schöpferischer Wärme, mit denen eine frühe Kindheit begabt sein kann, vermögen sie nicht zurückzubringen. Zählt man allen diesen Faktoren noch die tiefgreifenden biologischen Wandlungen des Wachstums zu, die durch eine gärende Wirrnis und den fortschreitenden Anspruch des Geschlechtlichen gekennzeichnet sind, so wird der ganze Ernst des Heranreifens offenbar genug. Und die Einsicht, daß die Wurzeln zu allem nicht allein in der einzelnen Kindheit liegen, sondern vom Mutterleib her zu den tief in das Dunkel der Vergangenheit reichenden Verästelungen des Stammbaumes führen, macht es nicht leichter.

Zum Glück des heranwachsenden Kindes werden die im persönlichen Verzicht unterdrückten Gefühle in den bestehenden Formen religiöser, sozialer und praktischer Ordnungen, die Familie und Tradition bereithalten, aufgefangen und besänftigt. Aber verlieren jene zurückgedrängten Gefühle auf diese Weise auch etwas von ihrer schweifenden Unbehaustheit, so büßen sie doch nicht alle Macht ein, noch werden sie von den ererbten Formen gänzlich aufgenommen. Ihre Rückstände tauchen in mancherlei Träumen als bedrängende Bilder auf oder rufen Ruhelosigkeit, Schmerz- und Schuldgefühle hervor. Wenn sich der Umkreis der erfahrenen Wirklichkeit erweitert, so werden diese Formen mehr und mehr in Frage gestellt und immer wieder auf ihre Gültigkeit hin geprüft. In dem Maße, wie sie schließlich als unzureichend empfunden werden, lassen sie Ungewißheiten und Sehnsüchte unbeantwortet und preisgegeben zurück. Unter anderen Bedingungen oder auch in anderen Schichten der Wirklichkeit müssen neue und angemessenere Formen gefunden oder durch den einzelnen in schmerzlichen Kämpfen neu entwickelt und gestaltet werden. Zuweilen erweisen sich die Formen der Tradition als schmiegsam genug, um die verbleibenden unbestimmten Elemente aufzunehmen. In anderen Fällen zwingt eine zunehmende Vereinsamung den einzelnen, neue und zutreffendere Antworten zu finden.

Carl Sieber, der Schwiegersohn Rilkes, stellt sich in seinem Buch *René Rilke* in Widerspruch zu denen, welche in der angeblich traurigen Kindheit und Jugend des Dichters den Ursprung der Verzweiflung des Malte wie den Anlaß zu den immer wieder um den Tod kreisenden Gedanken Rilkes sehen wollen. Er behauptet, daß das, was Rilke in späteren Jahren als die Schwere der Kindheit zu bezeichnen pflegte, weitgehend seiner Vorstellung entsprungen und nicht mehr als ein gefühlsmäßiger Eindruck gewesen sei, den seine Kindheit in ihm hinterlassen habe (Sieber, 68 ff.). Doch bin ich nicht sicher, ob er den Beweis hierfür wirklich erbracht hat. Wie er selbst bemerkt, vermag das, was einem gewöhnlichen Menschen als ganz unbedeutend erscheint, in den Augen eines beeindruckbaren Dichters gewaltige Ausmaße anzunehmen. Diejenigen, die in Rilkes frühester Erfahrung nur Traurigkeit sehen wollen, sind zweifellos im Irrtum, denn in gewissem

Sinne überwand sein innerstes Vertrauen alle Erschütterungen. Aber es ist richtig, daß die traurigen Eindrücke tiefe Schatten warfen, soweit es seine spätere Kindheit und Jugend betrifft. Ich muß gestehen, daß mir die Berichte über Rilkes überschwengliche journalistische Tätigkeit, sein literarisches Klubleben und seine Rührigkeit im öffentlichen Leben während seiner Prager Jahre wenig Eindruck machen (Sieber, Demetz). So mancher Beweis spricht dafür, daß es sich hier um periphere Lebensäußerungen handelt, die eine tieferliegende, mit unklarem Ehrgeiz und nagender Unsicherheit untermischte Unerfülltheit verbargen. Aus seiner frühesten Kindheit scheinen ihm Erinnerungen an einen Zustand ungetrübten Glücks und Zaubers geblieben zu sein, den er später ersehnte und verzweifelt zurückzugewinnen suchte, jedoch selbstverständlich nicht auf dem ungangbaren Wege über ein Auslöschen des reifen Bewußtseins, sondern durch das Wiedergewinnen des naiv-schöpferischen Zustands auf einer neugefundenen Ebene.

TEIL I

UMWELT DER FRÜHESTEN JUGEND

Kde domov muj?

Wo ist meine Heimat?

(Tschechisches Volkslied)

1. KINDHEIT

Erst eine Kindheit, grenzenlos und ohne
Verzicht und Ziel, o unbewußte Lust.
(AW I, 392)

Rilke wurde am 4. Dezember 1875 um Mitternacht in Prag geboren, um zwei Monate zu früh. Einen Tag zuvor noch hatte seine erwartungsvolle, nichtsahnende Mutter ein kleines goldenes Kreuz an einer Kette gekauft, das das erste Geschenk an das Neugeborene sein sollte. Sie wie ihr Mann wünschten sich ein Mädchen, das sie über den Verlust ihrer frühverstorbenen Tochter Ismene hinwegtrösten sollte. Doch als dieser Wunsch schließlich unerfüllt blieb, waren sie auch im Anblick der blauen Augen ihres winzigen, aber wohlgebildeten Sohnes glücklich. Der 4. Dezember war ein Sonnabend, der Wochentag, der der Gottesmutter Maria geweiht ist. Es ist begreiflich, daß die Mutter als fromme Katholikin darin eine glückliche Vorbedeutung sah und ihren Sohn dem Schutz der Himmelskönigin anvertraute. Bei seiner Taufe wurde der Name Maria der langen Reihe seiner Vornamen hinzugefügt, und das kleine goldene Kreuz, das er um den Hals trug, bedeutete seiner Mutter, daß Jesus ihn unter seinen besonderen Schutz genommen habe (Sieber, 63—64).

Phia Rilke war eine Frau, die die unerfüllten Sehnsüchte eines seichten Lebens unter ihrer Frömmigkeit verbarg. Ihre lebhafte Phantasie war stark und beweglich genug, ihr die Eintönigkeit eines eingeschränkten und beengten Lebens nach Kräften zu verdecken. Sie verstand es, sich eine Atmosphäre der Unwirklichkeit zu schaffen, in der sie sich mit den leeren Gesten einer großen Dame gleichsam in einer Welt aristokratischer Unbeschwertheit bewegte. Vor ihrer Heirat hatte sie sich der Behaglichkeit und Würde eines wohlhabenden Elternhauses erfreut, und ihre mädchenhaften Träume hatten dort nicht ins Leere schweifen müssen. Doch nun war sie an einen Eisenbahnbeamten mit beschränktem Einkommen verheiratet und genötigt, in einem mit zusammengewürfelten Möbelstücken angefüllten Mietshause zu wohnen. Sie sah sich einem Gatten gegenüber, den die Enttäuschung, die dem jähen Ende seiner militärischen Laufbahn folgte, zu einem steifleinenen Bourgeois gemacht hatte. Zwischen Phias Träumen vom vornehmen Leben des Adels und dem ernüchternden Kleinkram einer beengten Umwelt klaffte ein trauriger und beunruhigender Abgrund. Es ist bezeichnend für ihre erstaunliche Spannkraft, daß sie diese Kluft durch ihre hartnäckig

durchgeführten Schaustellungen so weit zu schließen vermochte. Schwarz gekleidet wie eine fürstliche Witwe, spiegelte sie sich vor, daß ihr äußeres Auftreten die Armut ihres wirklichen Lebens gleich einem Zaubermantel verberge. Rilke berichtete später, wie bei großen Gesellschaften sein Kinderzimmer ausgeräumt wurde, um die Gäste durch eine herrschaftliche Zimmerflucht zu beeindrucken (Schmidt-Pauli, 29). Hinter dem schwarzen, mit goldenen Vögeln bestickten Wandschirm lag er hellwach in seinem Kinderbett, und sein Herz klopfte vor Angst, er könnte von einem der vorübertanzenden Paare entdeckt werden. Und wenn seine Mutter ihren Gästen billigen Tischwein aus Flaschen reichen ließ, die sie zuvor mit ehrwürdigen Etiketten versehen hatte, so erreichte sie damit mehr, als sich und andere zu betrügen. Sie erlebte und atmete die erträumte Atmosphäre der großen Welt, als sei sie Wirklichkeit. Was an Gefühlen der Entbehrung und Leere zurückblieb, fand in der äußeren Verrichtung frommer Übungen Linderung und Zuflucht.

Es wäre jedoch falsch, wollte man daraus schließen, daß Phia Rilkes Religiosität nicht aufrichtig gewesen sei, ebenso wie es ungerechtfertigt wäre, sie nicht für eine echte Dame zu halten. Ihren innersten Instinkten nach war sie eine Dame, sie war fromm, und ihr Instinkt war echt. Aber er war so geartet, daß er schließlich nur ein Leben zuließ, das sich in einer gewissen theatralischen Ziererei gefiel, welche ihr ein einfaches, anspruchsloses Wesen unmöglich machte. Im Grunde war es eine Art Selbsterhaltungstrieb, der ihr dazu verhalf, so manchen grausamen Schlag zu überstehen und sich bis ins hohe Alter mit unverminderter Vitalität an das Leben zu klammern. Rilke selbst, der sich schon verhältnismäßig früh gegen die kunstreiche Vornehmtuerei seiner Mutter auflehnte, sah doch in Augenblicken ruhiger Überlegung nicht ohne Bewunderung, daß die Hochschätzung, die sie dem Schein gegenüber der Wirklichkeit zuteil werden ließ, ihr zu einer unerschöpflichen Kraftquelle wurde (Br. 1892–1904, 333; Phia, 72–74, 85–88). Rudolf Kaßner beobachtete, daß Rilkes Wahrheitsliebe aus der Unwahrhaftigkeit seiner Mutter erwuchs. „So war dann seine Reife Überreife, mußte es sein, Geist sublimierte Sinnlichkeit, die Phantasie der Geschlechtstrieb des Narciß" (Br. MTT XXXVII). Doch die daraus folgenden Trugschlüsse und Einseitigkeiten in Haltung und Anschauungen seines späteren Lebens wurden Antrieb und Urgrund einer wunderbaren Dichtung. Für Phia Rilke hingegen wurden Verstiegenheit und Künstelei zum innersten Nerv ihres unerschütterlichen Willens zur Selbsterhaltung[1]).

---

[1]) Rilkes Bemerkungen über seine Mutter sind zuweilen recht schonungslos. Als sie ihn im Jahre 1904 in Rom besuchte, äußerte er sich in einem Brief an Lou Andreas-Salomé über das Grauen, das ihm der Anblick dieser Frau einflößte, „die nicht alt werden kann", „leer wie ein Kleid, gespenstisch und schrecklich. Und daß ich doch ihr Kind bin . . ." (Br. Lou, 143). Lou antwortete darauf, daß er seine Mutter als eine Art Bazillus betrachten möge, „ein einziger dicker

Aber noch lag Rilkes Erziehung in den Händen seiner Mutter, wie sie nun einmal war. Im Einklang mit ihrer angeborenen Mißachtung der Wirklichkeit zog sie ihren Jungen an, als sei er ein Mädchen. Bis zu seinem fünften Jahre trug er lange Locken und Mädchenkleider, zum Spielzeug hatte er Puppen, deren Haar er kämmte und mit denen er kochen spielte; die leichte Hausarbeit, die ihm dann und wann aufgetragen wurde, war Mädchenarbeit, und zu seinem Geburtstag wurden kleine Mädchen eingeladen, um mit ihm zu feiern und zu spielen. Offenbar hat der Knabe selbst bei diesem Spiel der Verstellung ein gewisses Vergnügen empfunden. So berichtete seine Mutter, daß er eines Tages, nachdem er unartig gewesen war, an ihre Tür klopfte, mit geflochtenen Zöpfchen und hochgeschobenen Ärmeln eintrat und sagte: „Die Ismene bleibt bei der lieben Mama, der René ist ein Nichtsnutz, ich habe ihn fortgeschickt. Die Mädchen sind doch viel herziger" (Sieber, 71).

Die Besorgtheit seiner Mutter, mochte sie auch warm und in gewissem Sinne echt sein, war übermäßig. In jedem Augenblick war sie bestrebt, ihr einziges Kind vor allen nur erdenklichen Übeln zu bewahren. Die Anfälligkeit Renés war ein willkommener Anlaß, die Vorsichtsmaßregeln, mit denen er ohnehin umgeben wurde, noch zu vermehren. Zugluft wurde ängstlich gemieden, tagelang mußte er mit Salzwasser gurgeln, sein Bett war so weich wie ein Vogelnest. Vierundzwanzig Kinderfrauen wurden im ersten Jahre seines Lebens engagiert, seine Begegnungen mit Spielgefährten wurden eingeschränkt. Kein Wunder, daß das Kind von jeder ansteckenden Krankheit befallen wurde. Während seines zweiten Schuljahres fehlte er zweihundertmal, und im dritten war er während des ganzen zweiten Halbjahrs abwesend. Vage Erinnerungen an Angstträume und an Genesungstage, während derer seine Mutter an seinem Bettrand saß und ihm Gedichte vorlas, blieben unauslöschlich haften.

Natürlich wurde das Kind auch in Phia Rilkes religiöse Welt eingeführt. Durch Heiligenbilder und Statuen wurde es daheim und in der Kirche mit Gott, Jesus, Maria und den Heiligen vertraut gemacht. Gemeinsam mit seiner Mutter gab es sich all den innigen Gebärden der Frömmigkeit hin,

---

Bazillus", der aus dem eigenen System ausgeschieden werden muß, nachdem er in Gärung gebracht hat, was schon in ihm steckte. „Manche segensvollste, idealste Mutter ist für ihr Kind steril (keimfreie Nahrung!)" (Br. Lou, 147). Und am 2. November 1907 schrieb Rilke an Clara: „Ich habe meine Mutter gesehen, der gegenüber ich mich wieder ungerecht fühle, ohne daß ich weiß, wie es anders sein könnte ... Ich kann nicht die geringste meiner Wirklichkeiten bis zu ihr bringen, sie sieht mit ihrer Vorstellung von mir ein solches Loch in mich hinein, eine solche Leere, daß ihr gegenüber nichts seine Gültigkeit behält. — Wer kann in ein Puppenhaus, auf dem Türen und Fenster nur aufgemalt sind?" (Sieber, 49). Schließlich vergleicht sich Rilke in einem Gedicht aus dem Oktober 1905 mit einem Haus, das er mühsam, Stein auf Stein legend, errichtete; doch seine Mutter, zu der „Christus kommt und wäscht sie jeden Tag", reißt es verständnislos wieder ein (Gedichte 1906—1926, 270).

küßte die Füße eines Heiligenbildes oder die Statue der heiligen Jungfrau. Beim Gebet mußte es knien, bis es jedes Gefühl dafür verlor, wo seine Knie endeten und die harte Betbank begann. Am Allerheiligentage besuchten sie den Friedhof und gingen zwischen den Gräbern umher, die im Lichte kleiner Kerzen erstrahlten und deren Kränze und Blumen dufteten. Man kann sich wohl vorstellen, wie tief das Kind von den warmen und sinnenhaften Riten und Bildern der Katholischen Kirche beeindruckt wurde. Mit wachsender Erregung und Hoffnung sehnte es über Wochen den Weihnachtsabend herbei, bis sich die Tür schließlich auftat und der Knabe den Weihnachtsbaum mit seinen brennenden Kerzen und dem glitzernden Schmuck erblickte.

Der kleine René lernte von Vater und Mutter, sich wie ein wohlerzogenes Kind zu betragen. Er lernte genau, was er in Gegenwart von Besuchern und Gästen zu sagen und zu tun hatte. Unter den Händen seiner Mutter wurde er zu einem reizenden Schaustück, zu einem glänzenden Musterkind, dessen wache Eitelkeit durch das konventionelle Lob der Erwachsenen noch genährt wurde.

Der Vater Josef Rilke war ein gut Teil weniger überspannt als die Mutter. Für den Heeresdienst erzogen, hatte er 1850 am Feldzug gegen Italien teilgenommen und war dann von seinem Regiment als Instrukteur zur Kriegsschule abkommandiert worden. Sein ganzes Streben ging dahin, gleich seinen beiden Brüdern Offizier zu werden, aber eine immer wieder aufflackernde Krankheit vereitelte die Erfüllung dieses Wunsches. Als er sich genötigt sah, in der Zivilverwaltung eine Stelle als Eisenbahnbeamter anzunehmen, war sein Stolz empfindlich getroffen. Ein später Versuch, der eingeengten Verwaltungsarbeit zu entgehen und Verwalter eines großen Landgutes zu werden, schlug fehl. Doch dieser enttäuschte Beamte verlor niemals den Sinn für das gesellschaftliche Dekorum. Seine vornehme Haltung und sein ritterliches Betragen verfehlten ihren Eindruck nicht, und wenn er, makellos gekleidet, durch die Straßen Prags schritt, wurde er von vielen achtungsvoll gegrüßt. Der Meinung, die, wie er glaubte, die anderen von ihm hegten, wollte und mußte er sich würdig erweisen, doch hielt sich diese Selbsttäuschung durchaus in den Grenzen der allgemein üblichen gesellschaftlichen Vorstellungen.

Für seinen Sohn hegte er die zärtlichsten Gefühle und die größten Hoffnungen. Wenn René Offizier werden würde, so würde seinen Enttäuschungen viel von ihrer Herbheit genommen. Dieses Ziel vor Augen, suchte er seinen Sohn mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß er ihn zu gegebener Zeit auf die Militärerziehungsanstalt schicken werde. Da der Vater in seiner Jugend ein vorzüglicher Sportler gewesen war, so war er bestrebt, auch in seinem Sohne die Neigung für männliche Leibesübungen zu wecken. Statt der Puppen schenkte er ihm Hanteln und Zinnsoldaten als Spielzeug. Und

aus dem Kreise seiner Onkel erhielt er Säbel, Portepée und Helm und dazu ein Schaukelpferd. So schwankte die Seele des Kindes inmitten seiner Puppen zwischen vorgetäuschtem Mädchen- und wirklichem Knabentum. Einmal brachte er seine Puppen zu Bett und redete mit ihnen wie eine Mutter, ein andermal fühlte er sich als General, der seine Truppen in die Schlacht führt und für seine Tapferkeit ausgezeichnet wird.

Eine Zeitlang gab sich der Knabe dem warmen Gefühl elterlicher Zuneigung hin, obwohl Entschiedenheit und Bewußtsein seiner selbst schon früh deutlich hervortraten. Seine Mutter berichtete, daß er stets darauf bestand, sich seine Pose für die zahlreichen Photographien, die von ihm gemacht wurden, selbst zu wählen. Diese Posen verraten einen erstaunlichen Sinn für Stil und Wirkung — und Eitelkeit. Er war bestrebt, sich durch eine besonders vornehme und würdige Haltung auszuzeichnen, eine Neigung, die durch die ehrgeizigen Schaustellungen seiner Mutter noch gefördert wurde. Schon in früher Jugend fühlte sich René von einem inneren Drange getrieben, Gedichte zu schreiben, und sein Ehrgeiz in dieser Hinsicht war groß. Zu den allerfrühesten Gedichten gehört eines, welches schon am 18. Januar 1885 entstand. Es nennt sich *Klage über Trauer* (Sieber, 82 ff.) und handelt von einem General, der, auf dem Schlachtfeld gefallen und von allseitiger Verzweiflung umgeben, auf der Totenbahre liegt. Der Gegensatz zwischen seinem einstigen Ruhm und dem gegenwärtigen Zustand der Vernichtung ist scharf herausgearbeitet. Unter den Trauernden tritt vor allem die Gemahlin des Generals hervor, ihre Gedanken wandern in die Zeit zurück, da sie sich aus der Umarmung ihrer Eltern riß, um ein neues Glück und ein neues Heim zu finden. In ihrer Verzweiflung stirbt sie in den Armen ihres geliebten Mannes.

In diesem Gedicht sind folgende Worte unterstrichen: *ew'ge Nacht, Trauer, Kummer, Heimat, Elternarme.* Sieber hält es für ungerechtfertigt, hieraus die Folgerung zu ziehen, daß der junge Rilke von Natur geneigt gewesen sei, vor allem die schmerzliche Seite des Lebens zu sehen. Er weist auf den kraftvollen Ton hin, der in den Briefen vorherrscht, welche der jugendliche Rilke in jener Zeit aus der Sommerfrische schrieb. Hier rühmte sich Rilke, daß er wie ein Wolf esse, kutschiere wie ein alter Prälatenkutscher, in einem seiner Spiele ein schneidiger Major, in einem anderen ein tapferer Ritter sei. Sein Mut hatte sich so gesteigert, daß er sogar auf Bäume kletterte. Doch waren seine Gefährten bezeichnenderweise meist Mädchen.

Hier muß man jedoch wohl darauf hinweisen, daß Rilke dieses jungenhafte Gebaren gerade erwähnt haben mag, weil er etwas Ungewöhnliches darin sah, das mit Stolz hervorgehoben zu werden verdiente. Zudem scheint es unbillig, bei der Beurteilung früher Neigungen einzelne Handlungen und Worte allein im Lichte widersprüchlicher Äußerungen der gleichen

Lebenszeit zu betrachten und die spätere Entwicklung gänzlich außer acht zu lassen. In jedem Falle steht dieses frühe Gedicht in keinerlei Widerspruch zu dem, was auch spätere Gedichte kennzeichnet: ein ursprüngliches Wissen um die Gebrechlichkeit menschlichen Tuns und ein waches Gefühl für die Geborgenheit und Wärme, die die verlorene Heimat ausstrahlt.

Der junge Rilke dichtete nicht nur, er malte auch. Unter den Aquarellen, die seine Mutter bewahrte, fand sich so mancherlei: ein Ritter zu Pferde in rotem Mantel und roter Helmzier sprengt mit gezückter Lanze eine Anhöhe hinan, um den dort lauernden Drachen zu töten; den Hintergrund bildet eine phantastische Landschaft. Ein junger, zu Tode verwundeter Offizier wird von einem Kampfgefährten gestützt, während die Infanterie siegreich gegen den Feind vorgeht. Zur Seite eines gefallenen Husaren steht ein Pferd mit gesenktem Kopf, während ein Baum daneben traurig seine Zweige hängen läßt. Drei Pferde traben in einer Reihe dahin, hügelan stehen Häuser verstreut, Wasser fließt aus einem Brunnen, Inseln mit Schlössern, die sich in den bewegten Fluten des Meeres spiegeln, breitansteigende Treppen, mächtige Bäume, Statuen im Park — das sind seine Gegenstände (Sieber, 78 ff.). Es wäre ein Leichtes, auf Gedichte späterer Zeit in Rilkes Werk hinzuweisen, in denen diese Themen wiederkehren, und ähnliche Zeichnungen der Kindheit erwähnt auch Malte Laurids Brigge in seinen *Aufzeichnungen* (AW II, 82). Bemerkenswerter ist jedoch, daß nach Sieber in allen diesen Tuschzeichnungen Raum und Bewegung hervortreten. Und gerade Raum und Bewegung sind Funktionen der Wirklichkeit, die Rilke, wie wir wissen, in zunehmendem Maße fesselten.

Noch einer anderen Gattung der Malerei gab sich der Knabe hin — er zeichnete Karikaturen (Sieber, 81—82). Sieber erwähnt sechs verschiedene Porträts eines Arztes, die die verschiedenen Stimmungen bezeichnen, denen er im Verlauf seiner Praxis verfällt. Ein anderes Bild zeigt eine aufgeputzte ältere Dame mit der Unterschrift „Modernes Antiquariat", dann die Zeichnung eines Gecken mit der Beischrift „Leere Zierpflanze". Die Neigung zur Karikatur entwickelte Rilke zu großer Vollendung. Zweifellos grenzen viele seiner Schilderungen von Personen, Dingen und Begebenheiten ans Karikierte. *Ewald Tragy* und die *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* enthalten zahlreiche typische Beispiele dafür, von dem alten Trommler der *Fünften Elegie* ganz zu schweigen,

„eingegangen in seiner gewaltigen Haut, als hätte sie früher
zwei Männer enthalten, und einer
läge nun schon auf dem Kirchhof, und er überlebte den andern,
taub und manchmal ein wenig
wirr in der verwitweten Haut."

In der gleichen *Elegie* findet sich der junge Mann, der aussieht, „als wäre er der Sohn eines Nackens und einer Nonne". Zweifellos entsprach dieser Hang zum Karikieren einem beherrschenden Zug im Wesen seiner Mutter. Bei Rilke wurde er zu einem Mittel treffender und überraschender Charakterisierung, die der unheimlichen Fähigkeit entsprang, den ersten Eindruck dem Zerrspiegel des Unterbewußten auszusetzen. So gewährt er uns blitzartige Einblicke in die dunklen Verzweigungen seines sinnlichen Wesens, aus dem geisterhafte Schatten auftauchen, so seltsam und unheimlich für die bewußte Erfahrung, wie diese wiederum für jene sein mußten. Sieber schließt seine Betrachtung über eine Photographie des Dreijährigen damit ab, daß das „Offene" in seinem Blick, „das im Tiergesicht so tief ist", wie es in der *Achten Duineser Elegie* heißt, ein Kind zeigt, das Unendliches zu wissen scheint, ehe es noch gelernt hat, was es von vornherein wußte (Sieber, 70). In gleichem Zusammenhang mag uns die kindliche Bestürzung in den Sinn kommen, mit der Rilke in manchen Augenblicken seines Lebens auf die Worte seiner eigenen Gedichte zu starren pflegte, die aus ihm unbekannten Tiefen entsprungen waren.

2. DER KADETT

Antreten! Abmarsch!
(Sieber, 157)

Bis zu seinem neunten Jahre lebte Rilke mit seinen Eltern, in der zärtlichen Zuneigung seines Vaters geborgen und zugleich den Überspanntheiten seiner Mutter ausgesetzt. Doch im Jahre 1884, elf Jahre nach ihrer Heirat, trennten sich seine Eltern. Dieser tiefe Bruch hatte seinen Ursprung wohl schon in den ersten Jahren ihrer Ehe (Demetz, 12), und Rilke, der ein frühreifes Kind war, bemerkte dies bald. Im Jahre 1903 schrieb er: „Die Ehe meiner Eltern war schon welk, als ich geboren wurde" (Br. 1892—1904, 332). So war die Kindheit des Dichters nicht ungetrübt. Die zwei folgenden Jahre bis zu seinem Eintritt in die Militärerziehungsanstalt im September 1886 verbrachte er in der Obhut seiner Mutter, während sein Vater eine andere Wohnung bezog[2]).

---

[2]) Valéry Rhonfeld schildert Rilkes Mutter als „hochbegabt und sehr vergnügungssüchtig", den Vater als einen zwar „bildschönen, aber hartherzigen" Mann. Sie behauptet, daß beide Eltern in ihrem Sohn nur eine Last gesehen hätten und ihn einerseits in die Militärschule schickten, um ihm eine standesgemäße Erziehung zu geben, andrerseits aber, um ihren gemeinsamen Hausstand auflösen zu können, da ihre Ehe sehr unglücklich war (Hirschfeld, 714—715).
Hier folgen einige Aphorismen, die Phia Rilke in ihrem Tagebuch aufzeichnete und die ein bezeichnendes Licht auf ihre Haltung zu Liebe und Ehe werfen.
„Manche Trauung ist nur — das Gebet vor der Schlacht.

Egoismus ist die Basis moderner Liebe.

Die Achtung fordert keine Liebe, doch die Liebe kann ohne Achtung nicht bestehen.

Die Trennung ist die richtigste Wage der Liebe.

Eine Frau, die nicht geliebt hat, hat nicht gelebt.

Das sogenannte *starke* Geschlecht ist meist aus Schwächen zusammengesetzt.

Wer wahrhaft liebt, hat mit der Reue nichts zu schaffen.

Das höchste Glück der Liebe ist die Treue.

Eine geistige Mésalliance ist tausendmal schlimmer als die Standesunterschiede.

Die Gewohnheit ist gar oft das einzige Band, welches die Menschen dauerhaft verbindet.

Wenn über die Frauen gesprochen wird: wo bleibt die *Objektivität*?

Wer *wahrhaft* liebt, gibt alles und opfert dabei nichts.

Der Wert des Kusses liegt allein in seiner Glut.

Es ist oft ein folgenschwerer Fehler der Eltern, daß sie ihren Kindern eine *standesgemäße* Erziehung geben; es wäre richtiger, sie *vermögensgemäß* zu erziehen.

Unsere Meinungen werden von unseren Erfahrungen gebildet." (Phia, passim)

Die vier Jahre, die nun folgen, sah Rilke später als die schrecklichsten seines Lebens an. Wir können Sieber gewiß darin beipflichten, daß die Militärerziehungsanstalten von St. Pölten und Mährisch-Weißkirchen weder besser noch schlechter waren als andere Anstalten ihrer Art (Sieber, 85—86). Ihr Ziel war es, junge Burschen für ein soldatisches Leben zu erziehen, und so wurde einer strengen Disziplin große Bedeutung beigemessen. Übungen zur Förderung der körperlichen Ausdauer, Turnen, Fechten, Schwimmen und Reiten nahmen einen beträchtlichen Teil des Tages in Anspruch. Von vier Uhr morgens, wenn das Signal zum Wecken ertönte, bis zum Abend, wenn die Lichter in den Schlafsälen erloschen, war jeder Augenblick eingeteilt und überwacht. Die Instrukteure waren Soldaten, und ihre Schüler waren zumeist kräftige, gesunde Burschen, die sich bereitwillig aneinander anschlossen und dem unpersönlichen Geist einer solchen Anstalt einfügten. Es ist bekannt, daß schon in einer gewöhnlichen Schule die Tyrannei der öffentlichen Meinung alles bestimmt. Zeichnet man sich auf den Gebieten aus, die von den Mitschülern geschätzt und anerkannt werden, so ist man beliebt und bewundert. In einer Militärschule wird man sich diese Achtung vor allem durch Mut und körperliche Gewandtheit erwerben, und man tut gut, keinerlei Ungeschick, Schwäche, Angst oder Feigheit zu zeigen. Noch weniger entschuldbar wäre es jedoch, erweckte man den Anschein, als zöge man sich in sich selbst zurück, als hielte man sich fern und sähe auf die anderen herab. Man muß durch sein Betragen beweisen, daß man im Notfalle gute Miene zum bösen Spiel machen kann. Erinnert man sich jedoch an alles, was über die weichliche Erziehung Renés bekannt ist, an seine Anfälligkeit, an das Fehlen männlicher Spielgefährten und jungenhafter Spiele, an sein starkes Bedürfnis nach Liebe und Zuneigung, an seinen Hang zum Dichten und seine religiösen Neigungen, so läßt sich leicht denken, was ihm bevorstand. Es war der Wunsch seines Vaters, ihn zu kräftigen und abzuhärten. Er wußte, daß dies seine Zeit brauchen würde, und so war er bereit, geduldig zu warten. Es würde nicht leicht für ihn sein, sich geschlagen zu geben und seinen Stolz zu demütigen, sollte er eines Tages zugeben müssen, daß sein Sohn zum Offizier nicht geeignet sei. Phia hegte dagegen tiefstes Mitleid mit ihrem Liebling, der die häusliche Geborgenheit gegen ein Gefängnis — wie sie es nannte — hatte eintauschen müssen. Sie schrieb ihm fortwährend überspannte Briefe, die eher dazu angetan waren, seine Empfindsamkeit zu steigern, als ihn zu beruhigen (Sieber, 102). Ihr erschien es viel interessanter, ihren Sohn als bedeutenden Dichter denn als Offizier zu sehen. Sie war es auch, die in dem unglücklichen Kadetten eine ungesunde und trübe Frömmigkeit wach hielt.

So ist es wohl bedeutungslos, daß diese Militärschulen nicht schlimmer als andere waren, und es ist gleicherweise müßig, zu erwägen, wie es René wohl ergangen wäre, hätte ihn seine Mutter nicht so unvernünftig ver-

wöhnt. Tatsache bleibt, daß Rilke tief unglücklich war und unsäglich litt. Er mag den Schaden, den ihm diese langwährende trübe Erfahrung getan hat, in späteren Jahren übertrieben haben, aber es gibt eine frühe Geschichte von ihm, die *Pierre Dumont* betitelt ist und deutlich autobiographische Züge trägt. Hier schildert er die traurige Rückkehr in die Kadettenanstalt am Ende der Ferien. Pierre gibt sich alle erdenkliche Mühe, seine Mutter glauben zu machen, daß es ihm dort gut gehe, während er ängstlich die Stunden und Minuten der ihm noch verbleibenden Freizeit zählt. Seine Gedanken kehren fortwährend zu den glücklichen Ferienerlebnissen zurück, an die er sich klammern und die er für immer festhalten möchte. Doch die Zeit rückt unbarmherzig weiter, und es ist rührend, wie er sich schließlich aus der Umarmung seiner Mutter mit der Bitte losreißt, ihm bald zu schreiben und Belli, den kleinen Hund, gut zu versorgen und Julie, seine Cousine, herzlich zu grüßen. Und schließlich hört er die harte Stimme des Unteroffiziers, der ihn anruft: „Dumont! Zum Teufel, wissen Sie nicht, daß Sie sich zu melden haben . . .?" (Sieber, 141 ff.).

Die unerbittliche Routine einer Militärschule konnte Rilke weder seiner körperlichen noch seiner seelischen Veranlagung nach entsprechen. Allein die Tatsache, daß das goldene Kreuz, welches er von Geburt an um den Hals getragen hatte, verschwand, als er seine Zivilkleider gegen die Uniform eintauschte, erschütterte ihn so, daß er es kaum verwinden konnte. Die Leibesübungen im Freien machten ihn immer wieder matt, so daß er tagelang mit Erkältungen oder Lungenentzündung im Revier verbringen mußte. Fieberträume peinigten ihn, während die erfrischenden Zeiten der Genesung ihm stille Freuden brachten. Wie gern wollte er es den anderen gleich tun, ja er wollte es besser machen als sie, aber da er in seinem Ungeschick und seiner Schwächlichkeit den Anforderungen nicht gewachsen war, wurde er bald zum Außenseiter gestempelt. Die Zurückhaltung, zu der er infolgedessen seine Zuflucht nahm, wurde bald als Hochmut ausgelegt und reizte seine Kameraden nur noch mehr. Selbst wenn er getreten oder geschlagen wurde, schlug er nicht zurück, sondern sagte nur mit ruhiger Stimme zu seinem ungerechten Angreifer, daß er dies leide, weil Christus es schweigend und ohne Klage erlitt, und daß er, während jener ihn schlage, Gott um Verzeihung für ihn bitte (Nach Letters 1892–1910, 19–20).

Allein in dem unablässigen Bemühen, auszuharren und sich zu bewähren, kann der Grund dafür zu suchen sein, daß sich nicht mehr Klagen in den Briefen dieser Zeit finden — ein Bemühen, das durch seine immer ungesundere Religiosität und seinen angeborenen Trieb sich auszuzeichnen unterstützt wurde. Man sollte hier gewissen Berichten, die Rilkes späteren trüben Erinnerungen zu widersprechen scheinen, nicht zu viel Bedeutung beimessen. Wenn der junge Dichter-Kadett von seinen Lehrern ab und an die Erlaubnis erhielt, seiner Klasse seine poetischen Ergüsse vorzulesen, so

zeigten seine Klassenkameraden doch wenig Verständnis für seine dichterischen Versuche und begegneten ihnen mit stierendem Schweigen (Demetz, 39). In einem Brief an seine Mutter vom 27. Oktober 1889 dankt er Gott, daß er gesund, heiter und froh ist, und führt diesen Zustand auf die Beobachtung der goldenen Regel zurück, nach der die Wahrheit in der Mitte liege und das Ideal im „Nicht zu wenig, nicht zu viel" bestehe. Er ermuntert sich selbst mit einem energischen „En avant" und ergeht sich dann in kindlichen, pedantischen Betrachtungen über den Sinn des Lebens. Er tischt seiner Mutter allerlei zufällige Beispiele aus der Geschichte auf, in denen Namen wie Kopernikus, Evangelista, Torricelli, Goethe, Faust, Scipio, Plato, Cato, Sokrates und Robespierre sonderbar durcheinandergewürfelt sind. Diese Darbietung frisch erworbener Gelehrsamkeit gipfelt schließlich darin, daß der Mensch ohne den Glauben an Gott, der alles in seinen Händen hält, verloren sei (Sieber, 98—101).

Dieser Brief zeigt deutlich, daß der Vierzehnjährige noch zu jung war, um zu begreifen, was alles dies bedeuten sollte, und man versteht, warum er glaubte, er wolle Offizier werden, wie sein Vater es wünschte. Er träumte sogar von Ruhm und Ehre, die er im Dienst fürs Vaterland gewinnen würde. Diese Selbsttäuschung findet sich noch ein Jahr, nachdem er die Militärschule verlassen hatte, in seinen Briefen wieder (Sieber, 103). Doch gleichzeitig beweisen seine inständigen Bitten um den Besuch seiner Eltern und mehr noch seine von schwermütiger Trauer erfüllten Briefe, die er auf dem Krankenbett schrieb, wie einsam und heimwehkrank er war (Sieber, 97—98). Gewiß waren die widerstreitenden Stimmungen, die Rilke zu jener Zeit beherrschten, echt: sie zeugen von einem verstörten und verwirrten Gemüt. Man braucht sich nicht gar zu weit umzuschauen, um zu sehen, welche heillosen Verkrümmungen unbewältigte äußere Einflüsse hervorrufen können. Betrachtet man die gesamte Entwicklung Rilkes, so zeigt sich unmißverständlich, daß seine soldatischen Neigungen unecht waren. Der wahre Rilke dieser Zeit spricht sich in Gedichten wie *Das Grabmal, Resignation, Der Friedhof, Allerseelen, Die Waise,* deren beherrschende Thematik der Tod und die Vergänglichkeit der Dinge ist, sehr viel gültiger aus. Die heimlichen Besuche, die er dem kleinen Friedhof der Militärschule abzustatten pflegte, um dort Zuflucht vor seiner rauhen Umwelt zu suchen, mögen dies bestätigen.

Doch heißt dies nicht, daß Rilke in dieser Leidenszeit gänzlich die entschiedene Zuversicht gefehlt hätte, die für sein späteres Werk so bezeichnend ist. Fand er doch Trost und echte Zufriedenheit in seiner Eingezogenheit, in seinen poetischen Versuchen und in den tiefen Schichten echten religiösen Gefühls, mochten sie damals auch von mystischem Überschwang überschwemmt sein. Jahre später — am 11. März 1907 — schrieb er an seine Frau: „So richtig gelebt habe ich doch auf der kleinen Kirchhofsecke im

Anstaltsgarten, wo ich vor den Altersgleichen sicher war und der äußerst ungesellschaftlichen Umgebung ihrer Rücksichtslosigkeit, die einen wie eine Papierschere ganz scharf und klar herausschnitt aus dem Gruppenbild der unliebsamen Masse . . ." (Sieber, 94). Schon damals zeichnete sich das wahre Wesen jenes Rilke eigenen Optimismus ab – eine Zuversicht, die er nicht gewann, indem er Sorge und Traurigkeit mied, sondern indem er offenen Auges hindurchging und sie bis zur Neige auskostete. Gewiß ist es noch weit bis zu dem verklärten Rühmen der *Sonette,* die etwa 30 Jahre später in Muzot entstehen sollten, doch die Grundzüge sind schon deutlich erkennbar.

Im Frühjahr 1891 kapitulierte Rilkes Vater schließlich vor der dauernden Qual und den immer wiederkehrenden Krankheiten seines Sohnes. Ein wenig später äußerte der junge Rilke zu Valéry Rhonfeld, man habe ihn einer „Sittlichkeitsaffäre" wegen entlassen (Demetz, 41). Was auch immer der wahre Grund gewesen sein mag, am 3. Juni verließ Rilke die Militärschule. Die ganze Zeit hindurch hatte sein Vater alles sorgfältig vermieden, was seine Neigung zum Dichten noch hätte fördern können. Er suchte sich damit zu trösten, daß René, konnte er erst einmal den kleinen Pflichten des Tages unbeschwert nachkommen, seine Gesundheit hinreichend kräftigen und, wenn auch kein Offizier, so doch ein respektabler Bürger werden würde. Der junge Rilke selbst durchlebte eine Zeit der Unsicherheit und Unschlüssigkeit. Er gab den Gedanken an die Offizierslaufbahn nicht völlig auf, sprach aber zugleich von der Vorbereitung auf einen Beruf. Während er sich in Prag erholte, trug er noch gern seine Kadettenuniform, die ihm ein größeres Ansehen verlieh.

Doch das Gefühl der Befreiung nach vier qualvollen Jahren muß mächtig gewesen sein. Das folgende Jahr, das er an der Handelsakademie in Linz verlebte, brachte eine Reaktion auf die lange Zeit der vergeblichen Anstrengungen. Gewiß, die Atmosphäre, die ihn hier umgab, war völlig anders als die von St. Pölten oder Mährisch-Weißkirchen, aber dies kann nicht der einzige Grund für eine so erstaunliche Kehrtwendung sein. Im Rückblick auf dieses kurze Zwischenspiel schrieb Rilke später, daß er damals am wenigsten er selbst gewesen sei (Sieber, 109). Indessen, im Augenblick war er voll Überschwangs oder gar jugendlichen Leichtsinns. Als ehemaliger Militärschüler erfreute er sich in der Welt der Zivilisten besonderen Ansehens, und seine Beziehung zu Lehrern und Mitschülern war normal, ja vortrefflich. In Schnee und Eis ging er auf die Jagd, er tanzte mit Vergnügen, feierte Fasching, besuchte das Theater, hörte mit Begeisterung einen Vortrag Roseggers, war stolz auf sein „höchst elegantes Herrenzimmer" in einem „höchst eleganten Haus", las Tolstoj, schrieb Gedichte und eine *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges* und fand sich schließlich in eine verworrene Liebesaffäre verstrickt, die ihn wohl zur Rückkehr nach Prag bewog. Seiner Mutter in Wien bekennt er in einem Brief, den er bald darauf

von seinem Krankenlager schrieb, daß er töricht genug gewesen sei, sich von einer flüchtigen Leidenschaft bezwingen zu lassen. Er bereut – und stellt mit Genugtuung fest, daß er bereuen kann. Aber dennoch fühlte er, daß das Feuer, das in seiner Brust entfacht wurde, ein heiliges Feuer war, der Flamme vergleichbar, die die Priesterinnen der Vesta zu unterhalten pflegten. Daß er eine stürmische Leidenschaft zu einer zerstörenden Feuersbrunst werden ließ, das war sein Fehler. Er bedauert, daß er sich einer albernen Liebelei und nicht den edlen Antrieben der Wissenschaft und der Wahrheit ergab. Doch nun ist er – gottlob – wieder frei und liest mit gefühlvoller Hingebung Goethes *Wahlverwandtschaften* und den *Wilhelm Meister,* die beide auf ihre Art dazu beitragen, die Ausmaße dieses Erlebnisses zurechtzurücken und seine Wirkungen zu mäßigen (Sieber, 108–110).

3. JUGENDLICHES AUFBEGEHREN

Trotz. Der Gebogene wird selber Bieger
und rächt an anderen, daß er erlag.
(AW I, 392)

Von 1892 bis 1896 folgt nun eine Zeit, die für Rilkes dichterisches Erwachen von größter Bedeutung war. Bis in seine früheste Kindheit ließ sich das instinktive Verlangen zurückverfolgen, sich auszuzeichnen und sich Geltung zu verschaffen, ja zuweilen vom Ruhm eines Heerführers zu träumen. Daß seine Talente nicht geeignet waren, seine Mitschüler in der Militärschule zu beeindrucken, war keineswegs die geringste Ursache seines vielfältigen Kummers. In seiner fragmentarischen *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges,* die er noch als Kadett schrieb, scheint es, als habe ihm vor allem an der Verherrlichung seiner Helden gelegen (Sieber, 104–107; SW III, 482 f.; 814). Auch scheint er mit Vergnügen als „René Maria Caesar Rilke" unterschrieben zu haben (Zinn, 218; SW III, 818), obwohl Caesar nicht unter seine sechs Taufnamen zählte. Wie dem auch sei, seine wahre Bestimmung wurde ihm nun immer deutlicher bewußt und drängte ihn mit wachsender Unausweichlichkeit schmerzhaft und unwiderstehlich zu einer Entscheidung. Er fühlte sich getrieben, nur noch auf seine innere Stimme zu hören, ohne Rücksicht auf den Ehrgeiz seiner Eltern und die Meinung seiner Verwandten und Bekannten.

Seine Mutter lebte in Wien, die Wohnung seines Vaters war nicht groß, und so sah er sich wiederum ungeborgen. Seine Tante Gabriele, eine verwitwete Schwester seines Vaters, räumte ihm ein kleines Zimmer in ihrem Hause ein. Alles in allem scheint sie eine mütterliche Frau gewesen zu sein, die ihr Bestes tat, um die Lücke zu füllen, die die Trennung der Eltern im Leben ihres Neffen verursacht hatte (Sieber, 113). Rilkes Onkel Jaroslav, dessen einziger Sohn gestorben war und der für seine juristische Praxis einen Nachfolger brauchte, hatte sich entschlossen, für Rilkes Ausbildung auf dem Gymnasium und für sein Hochschulstudium aufzukommen. Doch Rilke war bereits siebzehn Jahre alt, und man konnte kaum verlangen, daß er sich mit Dreizehn- und Vierzehnjährigen wieder auf die Schulbank setzte oder gar noch einmal mit dem üblichen langsam voranschreitenden Unterricht ganz von vorn begann. So wurde es ihm ermöglicht, die verlorene Zeit einzuholen und sich mit Hilfe von Privatunterricht auf die Abschlußprüfung vorzubereiten. Es ist eine verbürgte Tatsache, daß er schwer arbei-

tete, das Pensum nach drei Jahren bewältigt hatte und sein Examen 1895 mit großem Erfolg bestand. Im darauffolgenden Winter studierte er vor allem Philosophie, Kunstgeschichte und Literatur an der deutschen Universität seiner Heimatstadt, doch wandte er sich im Sommer 1896 dem Studium der Rechte zu. Dieser plötzliche Wechsel mag sich auf Drängen seines Vaters oder gar der Erben seines inzwischen verstorbenen Onkels vollzogen haben. Vielleicht war es aber auch auf den Druck seines eigenen Gewissens zurückzuführen, war doch das Stipendium, das er erhielt, ausdrücklich dafür bestimmt, einen Juristen aus ihm zu machen. Jedenfalls stellen diese beiden Semester die einzige Zeit eines geordneten Universitätsstudiums dar, die Rilke zuteil wurde.

Während die Briefe dieser Zeit darauf hinzuweisen scheinen, daß ihm seine Arbeit Freude machte, fühlte er sich durch seinen grenzenlosen Ehrgeiz stark bedrängt. Wie es heißt, soll er mit einem erstaunlichen Mangel an Erkenntlichkeit über die Zuneigung und Fürsorge seiner Tante hinweggegangen sein; später bereute er diesen Undank. Das kleine Zimmer, in dem er seinen Studien nachging und seine Gedichte schrieb, wurde ihm zum Sinnbild der Weltabgeschiedenheit und der einsamen Freuden. Rilke hatte sich daran gewöhnt, sich in einer Welt allein zu fühlen, in der niemand seine ehrgeizigen Träume teilte. Schon am 7. September 1892 schrieb er an seine Mutter, daß er Gott nur in den Blumen, in Bäumen, Quellen und Vögeln, nicht aber in den Menschen begegne (Sieber, 115–116).

Die Notwendigkeit, die Menschen zu meiden und nur das zu suchen, was ihm allein nottat (mag man es nun Gott oder das Ringen um eine gültige und bleibende Dichtung nennen), sollte sein Leben lang wie ein Fluch auf seinem Gewissen lasten. In seiner Familie und unter seinen Verwandten ging er wie ein Geist umher – unverstanden und fremd. In seinem Gedicht *Eine alte Geschichte* schildert er einen jungen Dichter, der auf seine Begabung stolz ist und nach dem höchsten Ziele strebt. Doch seine Tanten und Vettern nennen ihn hochmütig und warnen ihn vor der Einsamkeit, zu der er verurteilt sei. Mit der selbstzufriedenen Wendung „Weiß Gott! . . . Ich bin schuldlos" ziehen sie sich von ihm zurück (BVP 1896, 69). Einige Jahre nachdem er Prag verlassen hatte, ließ Rilke diese Zeit tastender Selbstentdeckung noch einmal an sich vorüberziehen und schilderte die schmerzlichen Erfahrungen jener letzten Tage, die er im Familienkreise verbrachte: die Haltung seines Vaters war ihm zu einer Quelle des Leidens geworden. Er liebte ihn mit der schwermütigen Zuneigung eines verwaisten Sohnes, war aber unfähig, sich die bürgerlichen Ideale und die Gezwungenheit, die sich in jeder Gebärde seiner peinlich genauen Lebensführung aussprach, zu eigen zu machen. Die Einsicht, daß sein Vater sich selbst in diesem entscheidenden Stadium hartnäckig weigerte, das tiefe Verlangen seines Sohnes zu verstehen und seinem Wunsche nach Befreiung aus den

engen Familienbanden und nach einem eigenen Leben zuzustimmen, verlieh wohl seinem Entschluß, die Heimat zu verlassen, den Charakter eines tragischen Schicksals.

Es spricht so manches dafür, daß Rilkes Gefühle für seine Mutter den Schmerz seiner letzten Prager Tage nicht in gleicher Weise zu schüren vermochten. In ihrer Eitelkeit fühlte sie sich durch die Aussicht auf eine möglicherweise erfolgreiche dichterische Laufbahn ihres Sohnes sehr viel weniger beunruhigt als ihr Gatte. Rilke hatte ein überwältigendes Bedürfnis nach mütterlicher Liebe, an die ihm aus seiner frühesten Kindheit noch eine dunkle Erinnerung geblieben war. Doch inzwischen hatte sich Phia Rilke als eine so seichte Frau erwiesen, daß er sich längst daran gewöhnt hatte, sich als Waise zu fühlen. Sein Schmerz, sich um die Liebe der Mutter betrogen zu sehen, findet sich in seinen Gedichten immer wieder. An Valéry Rhonfeld schrieb er einmal, daß er den größeren Teil des Tages hindurch einem unmoralischen und skrupellosen Dienstmädchen anvertraut wurde, während seine Mutter, der er doch am ehesten und unmittelbarsten am Herzen hätte liegen müssen, ihn nur liebte, wenn sie ihn in einem neuen kleinen Kleide einigen bewundernden Bekannten vorführen konnte (Nach Letters 1892—1910, 18).

Auf den letzten Seiten des *Ewald Tragy*, der deutlich autobiographische Züge trägt, erzählt er, wie es Ewald in den Tagen seiner Genesung von einer Krankheit, in der furchtbare Fieberträume ihn bedrängten, nach menschlicher Nähe und Wärme verlangt. Als niemand kommt, um seine Sehnsucht zu stillen, ergießt er seine Seele in einen Brief an seine Mutter: „Komm, gib mir, was mir gehört . . . Noch ist es Zeit — noch bin ich weich und kann wie Wachs sein in Deinen Händen." Doch sein Flehen findet keinen Widerhall, und am allerwenigsten bei seiner Mutter, dieser schlanken, nervösen Frau, die stolz darauf ist, wenn sie von Fremden mit „Fräulein" angeredet wird. Es ist ein Schrei der Verzweiflung, der sich aus dem Streben nach einem unerreichbaren Ideal erhebt. Ewald wirft seinen Brief ins Feuer und schaut zu, wie er langsam in den zuckenden Flammen verbrennt (ET, 62). Das Motiv vom verlorenen Sohn in der travestierten Auslegung der späteren Malte-Stimmung kündigt sich hier bereits an.

Die Bande, die Rilke an Onkel und Tanten knüpften, waren noch leichter abzuschütteln. Insofern sie einst das Gefühl der Vereinsamung in ihm verstärkt hatten, trugen sie wohl zu der angespannten Atmosphäre bei, die ihn in jenen entscheidungsvollen Tagen umgab. Doch das spöttische Zerrbild, das Rilke im ersten Teil des *Ewald Tragy* von den langweiligen Mahlzeiten im Hause seiner Tante entwirft, birgt ein Vorgefühl unendlicher Befreiung (ET, 13 ff.).

4. EROS

Masken! Masken! daß man Eros blende.
Wer erträgt sein strahlendes Gesicht?
(AW I, 390)

Im allgemeinen pflegen die Biographien Rilkes die Liebesbeziehung, die der junge Dichter in Prag drei Jahre lang unterhielt, als bedeutungslos beiseite zu schieben. Der Gegenstand seiner Liebe, Valéry David-Rhonfeld, beträchtlich älter als er selbst, war die Tochter eines Offiziers, mit der er durch eine seiner Cousinen bekanntgeworden war. Sie half ihm bei seinen Studien und ermutigte ihn in seinen dichterischen Bestrebungen. Sie wird als eine etwas überspannte Frau geschildert, die allerlei künstlerischen und literarischen Liebhabereien nachging und sich gern auf eine unkonventionelle Art hervortat. Nach Rilkes Tod verkaufte sie seine an sie gerichteten Briefe und Gedichte und äußerte, daß sie den armen, häßlichen René anfangs nicht wirklich geliebt habe; sie fühlte nur Mitleid mit ihm (Hirschfeld, 716). Sie gab zwar zu, später wirkliche Liebe zu ihm empfunden zu haben, doch machte ihr überspanntes Wesen sie wohl unfähig zu einem tieferen Gefühl. Und aus den hundertdreißig leider verschollenen Briefen, die Rilke an sie schrieb, könnte man schließen, daß diese Beziehung auch für ihn weder tiefe noch echte Bedeutung besaß. Nach den Zitaten verschiedener Autoren zu urteilen, scheint es im allgemeinen eine jener belanglosen Liebeleien der Jugend gewesen zu sein. Als sie endete, äußerte Rilke in seinem Abschiedsbrief keinerlei tieferes Gefühl (Sieber, 127), und in seinen späteren Schriften wird diese Beziehung nicht mehr erwähnt.

Und doch fällt es schwer zu glauben, daß eine Beziehung, die drei Jahre währte —und gar noch zu einer Zeit, da Rilke einen der entscheidendsten Abschnitte seines Lebens durchschritt —, nicht das bezeichnende Gepräge Rilkeschen Wesens aufwiese. Sieber deutet seine damalige Haltung als diejenige eines versteckten Rebellen, der, unfähig, sein offen bekundetes Streben nach der Offizierslaufbahn zu befriedigen, eifrig bemüht war, der Welt seine Andersartigkeit zu beweisen, war er doch als „Dichter" berechtigt, mit einem Mädchen wie Vally zu verkehren (Sieber, 122—123). Gewiß ist richtig, daß Rilke zu jener Zeit etwas von einem Rebellen hatte. Mit jeder Faser seines Wesens lehnte er sich gegen die bürgerlichen Maßstäbe auf, denen er sich stillschweigend oder offen anpassen sollte. In seinen Tagebüchern und frühen Schriften finden sich Äußerungen, die einer

prometheischen Herausforderung gleichkommen. Die unbürgerlichen Neigungen seines Charakters, die Kaßner als einen seiner kennzeichnendsten Wesenszüge bezeichnete, traten in diesen Jahren am deutlichsten hervor. Seine ruhmredige Behauptung, daß er mit einem Count Jenison Wallworth verwandt sei (Br. v. Oe., 39, 68 f.), und seine sich durch sein ganzes Leben wiederholenden beharrlichen Hinweise auf seine adlige Abkunft beweisen, daß mehr von der Eitelkeit seiner Mutter auf ihn gekommen war, als er zuzugeben geneigt gewesen wäre. Doch war sein Verlangen zu glänzen mit einer wachsenden Abneigung gegen alles Unechte und Oberflächliche verbunden. Sollte er sich hervortun, so gewiß nicht durch billigen Wein in falsch etikettierten Flaschen.

Ohne sich eine tiefere Einsicht in Rilkes erste Versuche im Bereich der Liebe anmaßen zu wollen, mag es doch gerechtfertigt erscheinen, aus der Haltung und Auffassung späterer Jahre einige Rückschlüsse auf seine frühere Zeit zu ziehen. Wenn Vally zu wirklicher Liebe und zu der damit verbundenen Verantwortung nicht fähig war, so wird es Rilke kaum mehr gewesen sein. Die Gründe hierfür waren verschieden, doch die Erfahrung mit Vally war gewiß dazu angetan, ihm seine eigene Unfähigkeit bewußt zu machen. Wenn die von Sieber zitierte Stelle aus einem unveröffentlichten Tagebuch des Jahres 1899 mit Recht auf die Beziehung zu Vally bezogen wird, so würde sie diese Vermutung bestätigen. Das Zitat lautet: „Daß die Sinnlichkeit nicht eine heimliche Flamme, die immer an der gleichen Stelle ausbricht, sei — das sei unser Stolz und unsere Stärke. Wir wollen, sie soll eine fröhliche Fackel werden, die wir lachend hinter alle Transparente unseres Wesens halten" (Sieber, 127). Ja, ich fühle mich versucht in diesem Zusammenhang die Zeilen aus der *Vierten Elegie* zu zitieren:

„Uns aber, wo wir Eines meinen, ganz,
ist schon des andern Aufwand fühlbar. Feindschaft
ist uns das Nächste. Treten Liebende
nicht immerfort an Ränder, eins im andern,
die sich versprachen Weite, Jagd und Heimat."

Und weiter:

„Und ihr, hab ich nicht recht,
die ihr mich liebtet für den kleinen Anfang
Liebe zu euch, von dem ich immer abkam,
weil mir der Raum in eurem Angesicht,
da ich ihn liebte, überging in Weltraum,
in dem ihr nicht mehr wart . . ."

Es mag vermessen erscheinen, auch nur die leiseste Verbindung zwischen den abgründigen Erwägungen der *Elegien* und jenem „kleinen Anfang

Liebe" aus der Studentenzeit Rilkes herstellen zu wollen. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß die reifen Symbole des Dichters „lyrische Summen" sind, deren einzelne Posten in den fernen Winkeln der Vergangenheit versteckt sind. In anderem Zusammenhang ruft er die unnennbaren Kräfte in sich an, seine von den Mühen des Tages müde Hand zu führen, damit sie jene wunderbaren Zeichen niederschreibe und „Worte, deren letzte Silbe ich mit meinem Leben rätselhaft verdecke." Sie sollen ihm „Schweigsamkeiten" gewähren, die ihm das Recht geben,

„so tief in alle Stille mich zu tauchen,
daß ich mich unter aller Wellen strecke,
und keiner sieht es, daß ich mich bewege" (Br. Frühzeit, 231).

Gewiß scheint etwas höchst Unwirkliches und Jungenhaft-Sentimentales in Rilkes Beziehung zu Vally gelegen zu haben, mit der er sich, wie es heißt, auf Kirchhöfen zu treffen pflegte (Demetz, 125). Ein Achtzehnjähriger, der sein Mädchen „mein teueres, süßes, unendlich geliebtes Herzchen, meine schöne göttliche Vally" nennt und selbst als „Dein Hidigeigei" oder „Dein kleiner grauer Kater" unterschreibt (Sieber, 125), scheint wohl in einer Märchenwelt zu leben. Doch vergleicht man diese Ergießungen mit den um Jahre später entstandenen Briefen Rilkes an Benvenuta[3]), so ist man über die Ähnlichkeit erstaunt. „Liebe, liebe Seele" — „meine Schwester", schreibt er, „Leb wohl, liebe herzliche Freundin" — „Mein Märchen, Märchen meines Herzens" — „Fürsprecherin meiner bei meiner Zukunft" — „schönes, freudiges Herz" — „Oh Liebling" — „mein Herz soll Dein Herz fühlen wie der kleine Johannes in der Elisabeth den kleinen Jesus in der Maria" — „Leb wohl... wenn ich Dir nur alles so schreiben könnte, Theure, jedesmal wenn ich aufhöre ist's mir wie der Frau, da sie aus der Kirche trat und sich ausgebetet glaubte, — an der nächsten Ecke schon kehrte sie um und mußte wieder hinein und auf die Knie" (So laß, passim). Zwar finden sich diese Äußerungen hier am Anfang oder am Ende von Briefen, die offenbar den Stempel von Aufrichtigkeit und überwältigender Ergriffenheit tragen. Aber welche Bewandtnis hatte es eigentlich damit? Rilke hatte Benvenuta nie gesehen und kannte sie nur aus ihren Briefen an ihn. Man ist versucht, sich zu fragen, wie Rilke, der die auflösende Wirkung der Musik bis dahin bekanntermaßen gefürchtet hatte, plötzlich so

[3]) „Benvenuta" nannte Rilke Magda Graedener von Hattingberg, eine begabte Pianistin, die 1913 kurz vor Weihnachten die *Geschichten vom lieben Gott* zum erstenmal gelesen hatte. Bald darauf schrieb sie ihm aus Wien, um ihrer Bewunderung Ausdruck zu geben. Es folgte ein bemerkenswerter Briefwechsel. 1943 schrieb Benvenuta ihr Buch *Rilke und Benvenuta, Ein Buch des Dankes*, und 1949 wurden einige der Briefe Rilkes unter dem Titel *Rainer Maria Rilke ... so laß mich zu träumen gehen* von Rudolf von Jouanne veröffentlicht. Zudem gab Benvenuta inzwischen eine vollständige, wenn auch immer noch unbefriedigende Ausgabe ihres Briefwechsels mit Rilke unter dem Titel *Rainer Maria Rilke, Briefwechsel mit Benvenuta* heraus (vgl. Br. Benvenuta).